

Hunger in Bangladesh

Nicht die Natur, sondern die Gesellschaft produziert ihn

von Martin-Peter Houscht

Die alljährlich auftretende Hungersnot in Bangladesh wird von der politischen Elite des Landes gerne als Variation des Naturkatastrophen-Themas hingestellt: zu Unrecht.

Im allgemeinen bestimmen Schlagzeilen über Wirbelstürme oder Not und Hunger mit sich bringende Monsunregenfälle die hiesige Berichterstattung über Bangladesh. Weit weniger bekannt ist die Monga, die Hungersnot in diesem Land, die meist während Ashwin und Kartik auftritt, das ist die Zeit von Mitte September bis Mitte November.

Zur Zeit hungern hunderttausende Bangladeshis im Norden des Landes. Rangpur, Dinajpur, Kurigram, Gaibandha, Lalmonirhat, Nilphamari, Panchagram und Thakurgaon heißen die Distrikte, in denen es an Wasser mangelt und wo zwölf Millionen Menschen leben. Während es in der Stromaufschüttungsebene des Ganges-Brahmaputra-Systems, in der auch die Hauptstadt Dhaka liegt, häufig zu schweren Überschwemmungen kommt, liegt das Zwischenstromland, zu dem auch die betroffenen Distrikte gehören, höher und ist mit 1.040mm Niederschlag pro Jahr der trockenste Teil des Landes. Nicht Überschwemmungen, sondern Dürren sind das Problem. Das Ausmaß der Dürre bestimmt die Ausdehnung der Not. Folglich führt die Rekorddürre in diesem Jahr zu einer besonders schweren Monga.

Wieder einmal eine Naturkatastrophe, nur mit umgekehrtem Vorzeichen also? Ein Blick hinter die Kulissen offenbart es - Menschen, nicht Naturgewalten führen die Regie bei der jüngsten Hungersnot in Bangladesh. Die grausige Inszenierung greift auf vorkapitalistische Produktionsverhältnisse und politische Tatenlosigkeit zurück, um in unschöner Regelmäßigkeit Szenen menschlicher Verzweiflung und Entwürdigung zu produzieren.

Das Schicksal von Lal Mia und seiner Familie steht stellvertretend für das Los Tausender von Land- und Arbeitslosen. Die spärlichen Essensvorräte sind aufgebraucht, die Arbeitskraft Lal Mia's nicht gefragt. Zudem steigen die Preise für Lebensmittel. Kochu, ein wildwachsendes Gemüse, ist meist das einzige Nahrungsmittel. Das Kilo Reis, das er von seinem Schwager gekauft hat, ist schnell verzehrt. Sechs Kinder und seine Frau Romena wollen versorgt sein. Romena "ernährt" sich seit Wochen nur von Wasser, den Reis kann sie nicht

aufnehmen. "Monga wird mir meine Frau wegnehmen", schreit Lal Mia.

Leere Vorratskammern, fehlende Arbeitsmöglichkeiten und steigende Preise für Lebensmittel - eine tödliche Kombination dieser Tage. Wenn der Monsunreis oder Aus-Reis im August geerntet wird, füllen sich nicht alle Lager. Mehr als 80 Prozent der Bauern besitzen weniger als 0,4 Hektar Land, können sich von den Erträgen ihrer Felder nicht ernähren. Manche gehen Pachtverhältnisse ein, die ihnen oft zwei Drittel der Ernte vorenthalten. Saatgut oder Dünger kosten viel Geld. Viele greifen auf einen Kredit beim dörflichen Geldverleiher zurück und begeben sich damit in eine Abhängigkeit, die im allgemeinen zum Verlust des verbliebenen Landeigentums führt. 120 Prozent Zinsen sind im Durchschnitt beim Geldverleiher zu entrichten, das Zehnfache des Marktniveaus. Den Großbauern, Reishändlern und anderen Mitgliedern der dörflichen Oberschicht oder besser: den Feudalherren geht es um das Land der Schuldner. Sie diktieren und verändern zu ihren Gunsten die Kreditbedingungen. Wer nicht lesen und schreiben kann - das sind vier von fünf Bangladeshis in den ländlichen Gebieten - wird schnell Opfer von Betrügereien. Einmal landlos geworden, geht die Ausbeutung weiter. Jetzt als Pächter oder Tagelöhner.

Doch was tun, wenn es keine Arbeit gibt. Die meisten der zumindest teilweise auf Erlöse aus ihrer Arbeitskraft angewiesenen Menschen leben von der Feldarbeit. Zur Zeit steht Amon, das ist die Hauptreissaison, auf den Feldern. Die Dürre hat vor allem Tätigkeiten wie das Jäten von Unkraut überflüssig gemacht - Menschen werden arbeitslos und können den vorhandenen Reis nicht kaufen. Dies ist der eigentliche Skandal: Menschen sterben an Hunger inmitten wohlgefüllter Reiskörbe. Den Reis, den sie im August, also vor der Dürre, für einen Niedrigpreis an die Geldverleiher abgeben mußten, könnten sie jetzt - drei Monate später - für einen stattlichen Aufpreis erwerben. Könnten! Selbst mit Arbeit ist es schwierig, die gnadenlos hohen Preise zu bezahlen - ohne Arbeit droht der Hungertod.

In Rangpur floriert das Rickshawgeschäft - aber nur für die Besitzer der



Volksspeisung in Bangladesh - nicht alle können sich ihre tägliche Schale Reis leisten (Foto: Walter Keller)

bunten Gefährte. In ihrer Not mieten viele Hungernde Rickshaws an und treten für 12 bis 20 Taka (50 bis 80 Pfennig) in die Pedale, das ist gerade mal die Hälfte des sonst üblichen, auch nicht gerade üppig bemessenen Tagesverdiensts. Aus anderen ehemaligen Gelegenheitsarbeitern sind längst Bettler geworden.

Wie reagiert die Regierung in Dhaka auf diesen Umstand? "Hilfe zur Selbsthilfe" findet in Rangpur, Gaibandha und anderswo nicht oder nur unzulänglich statt. Die Ministerwallfahrt von Dhaka in den Norden des Landes, die aufmunternden Worte der politischen Führung bilden bislang den Kern der "Hilfe". Statt Reis gibt es Durchhalteparolen. Die nächste Ernte - der Amon-Reis - kommt bestimmt, so das Credo ministerieller Reden. Wer von den Zuhörern wird sie erleben, mag man fragen. Ein Zeichen für die unzulängliche Reaktion seitens des politischen Establishments ist Mohisgocha. Von den 30.000 dort lebenden Menschen hungert die Hälfte. Die staatliche Hilfe erschöpft sich bislang in der Lieferung von 500 Kilo Reis. Statistiken über die staatliche Hilfe im Zeitraum 10. September bis 16. Oktober verstärken den Eindruck der Unzulänglichkeit: die Bewohner der Di-

strikte erhielten durchschnittlich etwas mehr als ein Kilo Weizen pro Kopf.

Besser noch als Reaktion wäre Aktion. In Mohisgocha sind nur 60 Prozent der möglichen Fläche angebaut worden, aus Mangel an Bewässerungspumpen und Strom. Experten rechnen der Regierung vor, daß Investitionen in diesen Bereichen um ein Vielfaches unter den Ernteinbußen und anderen Dürrefolgeschäden liegen. Im fernen Dhaka sorgt man sich hingegen mehr um den Machterhalt und befindet sich in einem Stellungskrieg mit der Opposition. Immerhin benutzt man den Begriff Krise zur Charakterisierung der Situation, weiß also zumindest, daß etwas im Norden nicht stimmt. Das Wort Hungersnot kam dagegen noch nicht über die Lippen der Regierenden.

Später, aber effektiver als die staatliche setzte die nichtstaatliche Hilfe ein. Nicht-Regierungsorganisationen wie das 'Bangladesh Rural Advancement Committee' oder die britische Organisation 'Oxfam' haben Bewässerungspumpen geliefert, setzen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im Rahmen von food for work in Gang oder stellen den Kleinbauern Saatgut und Dünger zur Verfügung.

Infrastrukturelle Maßnahmen zum Bei-

spiel im Bereich der Wasser- und Stromversorgung können langfristig keine Lösung darstellen. Gefragt sind Strukturveränderungen: Landreformen gepaart mit dem Aufbau von ländlichen Finanzsystemen wären ein Anfang. Für letztere gibt es in Gestalt der 'Grameenbank' bereits ein Vorbild in Bangladesh. Die 1976 gegründete "Bank der Armen" zeigt, das auch die Ärmsten der Armen, die von den Banken für kreditunwürdig gehalten werden, in Eigenregie finanzielle Mittel mobilisieren und in zukunftsfrüchtige Projekte investieren können - Gelebte Solidarität in einer Welt, die noch weitgehend von feudalistischen Strukturen bestimmt wird und am wirkungsvollsten durch solche "Projekte von unten" erschüttert werden kann.

Die gegenwärtige Hungersnot in Bangladesh ist nicht auf eine Naturkatastrophe zurückzuführen, sondern Ausdruck der gesellschaftlichen Macht- und Produktionsverhältnisse. Kredite zu Wucherzinsen bringen zunehmend mehr Bauern unter die Knute der Besitzenden. Diese kontrollieren die wesentlichen Ressourcen, wozu auch Arbeit gehört. Hunger in Bangladesh - das ist vor allem eine Katastrophe der Gesellschaft, ein "man-made disaster".